

April 2006 | Germany



Es ist die unglaublichste Karawane, die es je gab. Denn eigentlich hassen sie sich: Israelis und Palästinenser, Amerikaner und Iraker. Täter und Opfer. Doch statt sich die Köpfe einzuschlagen kämpfen sie sich 5500 Kilometer durch den Nahen Osten. Ihr Ziel: Frieden

Latif Yahia (Iraker)

Doppelgänger von Saddams Sohn Uday Hussein. Überlebte 14 Mordanschläge, adoptierte ein Kind, dessen Mutter bei US-Luftangriffen im Irak starb.

Gil Fogiel (Israeli)

Der Kampfpilot wurde über Libyen abgeschossen und zwei Jahre lang in einer Dunkelzelle gefangen gehalten und gefoltert

Dan Sheridan (Amerikaner)

New Yorker Feuerwehrmann: Als er am 11. September 2001 Ground Zero erreichte, waren schon 343 seiner Kollegen tot

Raymond Benson (Amerikaner)

Hochdekoriertes Hubschrauberpilot der US-Luftwaffe. Er untersuchte in Indonesien den Mord von fünf Muslimen an drei christlichen Schülerinnen

Galit Oren (Israelin)

Ihre Mutter starb bei einem Bombenanschlag eines palästinensischen Selbstmordattentäters in Tel Aviv

Mohammad Alarjah (Palästinenser)

Sein Cousin starb in seinen Armen am ersten Tag der Intifada, erschossen von einem israelischen Soldaten

Quälend langsam kämpft sich unsere Karawane aus zwei vierzig Jahre alten Magirus-Deutz-Lastwagen durch das karge Hinterland der Sinai-Halbinsel in Ägypten. Wir wären ideale Opfer für einen Terroranschlag. Davor könnten uns auch die zwanzig mit Heckler & Koch-Maschinenpistolen bewaffneten ägyptischen Geheimdienstpolizisten nicht schützen.

Latif macht trotzdem einen entspannten Eindruck. Der Iraker sitzt mit mattem Lächeln auf dem Beifahrersitz und nimmt einen Schluck lauwarmen Arak: „Ich bin doch schon tot“, sagt er. 14-mal wurde er bei Attentaten getroffen. Brust? Vier Einschusslöcher. Bauch? Zerschnitten von 17 Messerstichen. Großer Zeh rechts? Granatsplitter. Hände? Kleiner Finger fast amputiert. Hintern? Querschuss durch die Pobacke. Das Grübchen unter seinem Bart wurde ihm von irakischen Ärzten ins Kinn operiert, damit er aussieht wie Udai Hussein, der Sohn Saddams. Für ihn mimte er viele Jahre lang den Doppelgänger.

Jetzt hat er sich dieser wundersamen Reisegruppe angeschlossen, die sich in einer 5500 Kilometer langen Expedition quer durch Arabien und die Sahara kämpfen soll: Unter den zehn Teilnehmern sind Leute wie Gil Fogiel, ein von Syrern gefolterter israelischer Kampfpilot. Der Palästinenser Mohammad Alarjah, dessen Cousin in seinen Armen starb, als er am ersten Tag der Intifada von einer israelischen Kugel getroffen wurde. Die Israelin Galit Oren, deren Mutter der Bombe eines Selbstmordattentäters zum Opfer fiel. Raymond Benson, ein knorriger Vietnam-Veteran, Dan Sheridan, ein New Yorker Feuerwehrmann, der bei den Anschlägen im World Trade Center 343 seiner Kollegen verlor. Und der tibetanische Mönch Navang Tapke.

Die Reise ein Experiment: Eigentlich, so möchte man meinen, sollte sich die Truppe aus potenziellen Widersachern gegenseitig umlegen. Doch sie sind losgefahren in der Hoffnung, sie könnten sich irgendwie zusammenraufen. Wo sollte das Eis zwischen den verfeindeten Religionen und Kulturen jemals schmelzen, wenn nicht in der Hitze der Sahara? Was im Kleinen klappt, könnte vielleicht einen Funken Hoffnung bringen. Einen zarten Keim des Friedens.



„Meine Gedanken sind rein wie Wasser“: **Navang Tapke**, tibetanischer Mönch



„Ich bin doch schon tot“: **Latif Yahia**, Udai Husseins Doppelgänger



„Ich habe zwei Jahre lang kein Tageslicht gesehen“: **Gil Fogiel**, israelischer Kampfpilot

Die gemeinnützige Berliner Organisation „Breaking the ice“ hat die Reise organisiert. Die Schirmherren sind prominent: Shimon Peres, König Abdullah II. von Jordanien, der Dalai Lama und Hillary Clinton. Die Teilnehmer bekommen kein Geld. Sie riskieren ihr Leben, um wochenlang verschwitzt und bei karger Verpflegung, eingepfercht in engen Lkws, zu Fuß und auf Kamelen mit ihren mutmaßlichen Feinden durch die verminten Gebiete der arabischen Halbinsel zu reisen. Es ist schon eine gute Nachricht, dass es diese Reise überhaupt gibt.

Wo sollte solch eine Tour starten, wenn nicht in der Straße Nummer eins im Zentrum von Jerusalem, die die arabische und die jüdische Einflussosphäre teilt. Der Äquator des Hasses.

Die Straße liegt am Tempelberg, jenem Ort, an dem Gott Abraham befahl, seinen Sohn Isaak zu opfern. 3800 Jahre liegt das sagenhafte Ereignis zurück, doch es heiligte den schroffen Felsgipfel für alle Zeiten. Seitdem herrscht hier Krieg zwischen Juden, Muslimen und Christen.

„**Wir** lieben deinen Vater Saddam“, rufen arabische Jugendliche, als wir durch die Straßen der Altstadt laufen. Latif Yahia ist ein unfreiwilliger Held. Er hat einen schwarzen Anzug angezogen mit dottergelbem Einstecktuch. Mit der dunklen Sonnenbrille sieht der Iraker immer noch so aus wie der tote Udai Hussein. „Palästinenser und Iraker sind Brüder, wir werden beide von fremden Mächten unterjocht“, brüllen die kleinen Burschen. Latif verzieht die Mundwinkel unsicher zu einem Lächeln. US-Colonel Raymond, ein düster blickender, Kaugummi kauender Haudegen, blickt genervt. Als ihn jemand auf die Folterungen von Abu Ghraib anspricht, sagt

er: „Was ist schlimmer: Jemanden kidnappen und ihm den Kopf abschneiden oder ein paar Fotos von ein paar Nackten mit Kapuze überm Kopf?“ Raymond gibt vorsichtshalber selber die Antwort: „Das in Abu Ghraib war doch nur Spaß, die Mörder sind viel schlimmer. Weißt du, warum eure ganzen Jungs gestorben sind?“, fragt er den New Yorker Feuerwehrmann Dan: „Weil Clinton das Problem jahrelang ignoriert hat.“ Dan schüttelt den Kopf. Die ersten Fronten entstehen da, wo sie niemand erwartet hat – zwischen zwei Amerikanern.

Gemeinsam gehen wir zur Klagemauer, dem heiligsten jüdischen Wallfahrtsort. Auch der Palästinenser Mohammad zieht eine jüdische Kopfbedeckung auf und schiebt einen gefalteten Zettel mit seinem Wunsch in die Klagemauer. Er hofft, dass seine Heimatstadt Qalqilya befreit wird von der Mauer, mit der die Israelis sie ringsherum eingeschlossen haben: „Meine Stadt ist das größte Gefängnis der Welt. Fast alle Bewohner haben ihren Job verloren. Das ist unsere Klagemauer“, sagt Mohammad.



Jassir Arafats Grab

Galit blickt ihn ergriffen an. Hätte eine solche Mauer das Leben ihrer Mutter gerettet? Ausgerechnet Galit hatte es erwischt. Die schüchterne Jüdin war Friedensaktivistin, eine, die immer für Aussöhnung eingetreten war. Alle Freunde haben zu ihr gesagt: „Warte nur ab, eines Tages wird auch dich der Hass einholen.“ Dann sprengte sich ein junger Mann im Bus Nr. 20 neben ihrer Mutter in die Luft. „Ich habe ihr den Ring vom Finger genommen, das Blut abgewischt und ihn mir angezogen“, sagt Galit. Kann sie den Arabern jemals verzeihen?

Oben am Tempelberg steht die Al-Aksa-Moschee. Deren geistiges Oberhaupt Scheich Taha wollte auch mitreisen. Doch am letzten Tag vor der Abfahrt sagt er ab: „Meine Glaubensbrüder haben mich unter Druck gesetzt. Ich habe Angst um mein Leben.“ Religionen waren hier nie die großen Friedensstifter: „Ich habe den Koran immer und immer wieder gelesen. Ich habe keine Stelle gefunden, dass Attentäter 72 Jungfrauen erwarten dürfen“, sagt Taha.

„So viele Jungfrauen gibt es auch gar nicht mehr auf der Welt“, scherzt ein Teilnehmer. Dann werden wir von einem Luftalarm aufgeschreckt. Entwarnung: Es ist nur Mohammads Handy. Der Klingelton „Fliegersirene“ ist beliebt in den Palästinensergebieten.



„Arbeit macht frei“, sprühten jüdische Friedensaktivisten auf die Mauer um Palästina

Der erste Stopp der Reise ist Ramallah. Wir fahren zum Checkpoint, der aussieht wie ein Kohlenabbau über Tage. Wie eine offene Wunde liegt das geschundene Land vor uns. „Arbeit macht frei“ steht auf der Mauer. Die gleichen Worte standen auf den Toren von Auschwitz. Eine jüdische Organisation hat den Spruch auf den kahlen Beton gesprüht, um den unbarmherzigen Umgang mit den Palästinensern anzuprangern. Unsere Israelis Gil und Galit dürfen nicht mitkommen. Die israelische Regierung verbietet ihren Bürgern, in gewisse palästinensische Gebiete einzureisen. Vielleicht würden sie verstehen, warum die Palästinenser so verzweifelt handeln, wenn sie ihre Gebiete betreten dürften.

Auf der anderen Seite stehen Jugendliche mit leeren Gesichtern. Sie bejubeln Saddams vermeintlichen Sohn. Es gibt ein paar Marktstände mit Süßigkeiten und Plastikspielzeug. Wir besuchen das Hauptquartier der Palästinenser-Führung. Es wird mal wieder aufgebaut. Dutzende Male wurde jedes einzelne Gebäude weggebombt. Wir werden von einem Staatssekretär für eine kurze Pressekonferenz empfangen: „Es wird bald Frieden geben“, schwafelt er auf dem weißen Ledersofa, auf dem Jassir Arafat immer saß. In all den Jahren, in denen er hier unter Hausarrest stand. Unterm Fenster liegt Arafat jetzt begraben, hinter einem Sperrholz-Bretterschlag. Die anlässlich seines Todes gepflanzten Ölbaume haben die Bauarbeiter als provisorische Halterung für die Stahlstreben zweckentfremdet.

Wir fahren weiter Richtung Jordanien, wollen Ägypten durchqueren und schließlich die Wüste Libyens. Doch das Ziel ist im Grunde egal. Der Weg ist das Abenteuer. Die Teilnehmer werden sich vertrauen müssen, wenn es um ihr Überleben geht. In der Sahara sind selbst ein paar Feinde besser als nichts.

Bald bietet die Expedition die richtigen Zutaten für eine ordentliche Krise: Hitze, Hunger, Langeweile. Am vierten Abend schreibt Stanford Siver, der eigens mitreisende Experte für Krisenintervention und Konfliktpsychologe, in sein Tagebuch: „Die Spannung und die Angst der Teilnehmer nehmen jeden Moment erkennbar zu.“

Nur der tibetanische Mönch Tapke bleibt ruhig und lächelt immerzu: Als es nach über fünf Stunden Wartezeit an der jordanisch-ägyptischen Grenze fast zu Tumulten kommt, sagt er: „Wenn es ein Problem gibt, das wir lösen können, dann sollten wir uns nicht aufregen, weil wir es ja lösen können. Wenn es ein Problem gibt, das wir nicht lösen können, dann brauchen wir uns auch nicht aufzuregen: weil wir es nicht lösen können.“ Das ist ein gutes Motto für die Reise.

Es ist drei Jahre her, dass ein paar Freunde in Berlin zusammensaßen und über den Nahen Osten diskutierten. Sie analysierten die Spirale des Hasses: Missverständnisse führen zu Frustration, Rassismus, Wut, Angst, Hass und schließlich Krieg. Man müsste Araber und Israelis zusammen eine Expedition machen lassen, überlegten sie sich. Vielleicht könnte dann eine andere Dynamik entstehen: Gemeinsamkeit, Respekt, Freundschaft, Harmonie, Hoffnung – vielleicht sogar Frieden. Die Männer, die diese Idee hatten, sind keine Friedensaktivisten oder Gutmenschen, sondern normale Geschäftsleute: Heskell Nathaniel arbeitet als Immobilienmakler, George Salden ist Chef eines großen Filmfonds.



„Ich habe den Ring vom Finger meiner toten Mutter gezogen“: **Galit Oren**, Israelin



„Ich war jahrelang jeden Tag auf einer Beerdigung“: **Dan Sheridan**, New Yorker Feuerwehrmann

Die erste Tour von „Breaking the ice“ führte vier Israelis und vier Palästinenser in die Antarktis. Die gute Nachricht: Sie haben sich nicht umgebracht. Dafür haben sie erbittert gestritten. Als Höhepunkt der Reise sollten sie einen Berg besteigen und benennen. Sie konnten sich lange Zeit nicht einmal auf einen Namen einigen. Am Ende weigerte sich ein Israeli, mit den Arabern auf einem Gruppenfoto zu erscheinen.

Den Idealismus der Initiatoren hat das nicht erschüttert. „Wir versuchen es noch mal mitten im Herzen des Krisengebiets“, sagten sie sich. Auch diesmal arbeiten alle Mitarbeiter ehrenamtlich. Ein Jahr lang plante Logistik-Chef Adam Rice die Reise. 11.340 E-Mails hat er bekommen und geschrieben. Schon vor vielen Monaten ging er in die Botschaften und beantragte Visa für seine eigenartige Gruppe aus einem Afghanen, zwei Israelis, einem Iraker, einer Iranerin, einem Ukrainer, einem Palästinenser und zwei Amerikanern: „Da sind die Botschafter fast in Ohnmacht gefallen.“

Latif bereitet sich in der Wüste derweil schon mal auf das Schlimmste vor. Er knipst Fotos, auf denen er als mutmaßlicher Terrorist mit umgebundenem Palästinensertuch die anderen Teilnehmer als Geiseln nimmt: „Dann gibt es wenigstens gute Bilder, wenn wir entführt werden.“ Latif hat sich in den Sarkasmus gerettet: Zu schlimm war sein Leben. Als er aus dem Irak flüchtete, brachten Saddam Husseins Schergen fast seine gesamte Familie um. Danach kamen die Amerikaner. Jüngst hat Latif das Kind seines Bruders adoptiert, dessen Mutter bei einem Luftangriff der US-Armee ums Leben kam.

Auch der israelische Kampfpilot Gil kennt das Gefühl des Terrors aus eigener Erfahrung. Er flog im Sommer 1982 mit einer Phantom F-4 über Libyen, als sein Flugzeug von einer SA-6-Rakete getroffen und abgeschossen wurde. Er und sein Co-Pilot retteten sich mit dem Schleudersitz. Bei seinem Freund verhakte sich der Fallschirm. Er stürzte unmittelbar neben ihm in den Tod. Unten warteten die syrischen Schergen auf Gil. Er kam in eine Dunkelzelle in Damaskus. Ein mal zwei Meter groß. Die ganze Haftzeit hat er kein einziges Mal Tageslicht gesehen. Sechs Wochen lang haben sie ihn acht Stunden am Tag mit Strom, Schlägen und Schlafentzug gefoltert. Nach einigen Monaten durfte er einen Brief schreiben. Er schrieb seiner Freundin, dass er vermutlich nie zurückkommen wird und dass sie sich einen anderen Mann suchen soll.

Nach zwei Jahren kam er durch einen Gefangenenaustausch des Roten Kreuzes überraschend frei. Zu Hause saß seine Freundin. Sie hatte auf ihn gewartet. Sie haben geheiratet, wenig später bekam sie eine Tochter. Gil hat sie Hagar genannt. So hieß die Frau von Ibrahim im Alten Testament. Sie gebar Ismael, den Stammvater aller Araber. Das war Gils Weg zu zeigen, dass er den Arabern verziehen hat.

Manchem laufen die Tränen runter, als er abends am Lagerfeuer seine Lebensgeschichte erzählt. Latif schenkt sich einen Schluck lauwarmen Arak nach. „Religionen wurden von

Menschen erfunden, um Menschen zu kontrollieren. Das geht am besten, wenn sie Angst haben“, sagt Organisator Adam. Raymond ist immer noch wütend auf die Grenzbeamten. Er sagt: „Bei Leuten, die ich nicht mag, überlege ich immer, wie ich sie umbringen kann. Das beruhigt mich. Das nimmt mir die Aggressionen.“ Tapke, der Mönch, lächelt wie immer. „Gute Gedanken“, sagt er, „machen gute Gefühle.“ Das Lagerfeuer knistert in der Stille der Wüste.

Es liegen noch einige tausend Kilometer vor der Reisegruppe. Keiner von ihnen weiß, ob sie ihr Ziel Tripolis je erreichen werden. Denn von der libyschen Hauptstadt trennt sie weit mehr als die unendliche Weite der Sahara und die Kluft zwischen Juden und Arabern. Nie zuvor durfte ein Israeli nach Libyen einreisen. Nicht als Tourist, nicht als Geschäftsmann, nicht als Friedensbotschafter. Wird sich die Reisegruppe am Grenzort Sallum von Gil und Galit trennen müssen? Oder wird Staatschef Muammar al-Gaddafi ihre Einreise höchstpersönlich genehmigen?

Bald geht die Sonne auf. Es ist der Morgen des Tages, an dem israelische Spezialeinheiten das Gefängnis von Jericho stürmen und mehrere Palästinenser töten werden. Am frühen Nachmittag werden die Nachrichtenagenturen melden: „Die Gewalt im Nahen Osten eskaliert weiter.“

Oliver Kuhn]



Erste Annäherung: Mohammad lernt Hebräisch (l.), Kontrollbuch an der Grenzstation (m.), Friedenszigarette zwischen Latif und Adam (r.)